

kulturelle Befindlichkeit des mitteleuropäischen Sprachareals, das sich zugleich als dynamischer Kommunikationsraum erweist. Über Synchronizitäten und differenzierende Merkmale bilden die hier versammelten Aufsätze die transnationalen Verflechtungen in den analysierten spezifischen Kulturräumen ab, spüren den Reaktionen im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs im Zielkontext nach und verdichten die Erkenntnisse somit zu Tendenzen der Rezeptionsdynamiken in Mitteleuropa. Hierdurch wird nicht nur die Relevanz eines vielschichtigen Laboratoriums bestätigt, sondern gerade aufgrund dessen Hybridität Anlass zu weiteren Vergleichen gegeben.

Cristina Spinei

Marion Acker: Schreiben im Widerspruch. Nicht-/Zugehörigkeit bei Herta Müller und Ilma Rakusa (Literarische Mehrsprachigkeit, Bd. 4). Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2022. 331 S.

Eine Dissertation ist selbst für eingefleischte Literaturleser eine Herausforderung, und die Autorin dieser vergleichenden Arbeit weiß um den Anspruch, den sie – höchst anspruchsvoll – so formuliert: »In Auseinandersetzung mit dem Werk zweier literarischer Gegenwartssautorinnen, Herta Müller und Ilma Rakusa,« entwickle ihre Studie »das affektpoetologische Programm eines Schreibens im Wi(e)derspruch, das literaturwissenschaftliche Verfahren erstmalig mit Ansätzen der sozialwissenschaftlich grundierten Zugehörigkeitsforschung verbindet und sich an ein interdisziplinär aufgeschlossenes Lesepublikum richtet« (S. 293). Doch auch wer sich nicht anheischig macht, diesem Publikum anzugehören, wer nicht auf einen »various academic background« (S. 294) zurückgreifen kann, darf sich von Marion Acker und über sie von den beiden

Schriftstellerinnen bestätigen lassen, was er immer schon denkt, auch ohne Wissenschaft: Auch Literatur ist Leben.

In diesem Buch heißt das dann »Unzertrennlichkeit von Leben und Literatur« (S. 293); Müller und Rakusa verbinde der »Anspruch auf Autorschaft gegenüber dem eigenen Leben«. Irgendwie erhebt diesen Anspruch ja ein jeder, auch wenn er ihn so nicht in Worte fassen kann. Und so auch nicht: »Die konkreten Lebens- und Erfahrungszusammenhänge, die nicht nur Hintergrund, sondern maßgeblicher Beweggrund des Schreibens im Widerspruch sind, vermitteln fundamentale Einsichten in die Multidimensionalität des Zugehörigkeitsbegriffs, der unauf löslich mit seinem Gegenteil verbunden ist und sich mitnichten auf ein heimeliges Gefühl von Zuhause – »a sense of feeling ›at home‹« – reduzieren lässt.« (S. 18) Allerdings kann jemand, den Texte von Herta Müller und/oder Ilma Rakusa ansprechen, hier herauslesen, dass sein eigenes, diffuses Gefühl, irgendwo daheim zu sein und doch nicht ganz dazuzugehören, von bekannten, für ihre Sensibilität bewunderten Dichterinnen geteilt wird.

Bestätigt findet man sich also nicht in dem »heimelige[n] Gefühl von Zuhause«, sondern gerade in dem Empfinden für all das »Unheimelige«, dem man in keinem Zuhause entrinnt: »Müllers Poetik der Nicht-/Zugehörigkeit ist von einer grundlegenden Ambivalenz bestimmt: Einerseits ist diese Poetik von einem widerständigen Impetus geleitet. Andererseits signalisiert der stete Rekurs auf die dörfliche Lebenswelt eine geradezu »verzweifelte Bindung« an diesen Raum.« (S. 84) Jener »Raum« aber ist nicht nur die »dörfliche Lebenswelt« im rumänischen Banat – er ist vielmehr überall, und sei es den ihm Verhafteten auch nicht so klar bewusst wie diesen Dichterinnen: »Bemerkenswerter Weise wird der schweizerische Lebensalltag von der Ich-

Erzählerin in *Mehr Meer* als ähnlich bedrückend empfunden wie der Dorfalltag in Müllers »Niederungen.« (S. 115) Sieht man von den inkongruenten Titelangaben (kursiv bzw. in Anführungszeichen) einmal ab, beeindruckt Marion Ackers Sensorium für Welten, die ihr fremd sein müssen, und die Stringenz, mit der sie diese sprachlich erfasst: »Der Sprachgebrauch des Dorfes erweist sich als nicht weniger ideologisch als die »verordnete Sprache« des Regimes.« (S. 52) Man muss nicht im sozialistischen Rumänien aufgewachsen sein, um die Spannung nachzuerleben, die Müllers Texte vermitteln.

Demgegenüber macht Marion Acker bei Ilma Rakusa zu Recht einen »deutlich optimistischere[n] Zugehörigkeitsentwurf« (S. 128) aus. Ob nun mehr oder weniger optimistisch, die hinterfragende Auseinandersetzung mit dem eigenen Standort inmitten der »Anderen« prägt »naturgemäß« die Sprache und das Verhältnis zu ihr, den Umgang mit ihr: »Anderers als Rakusa, die Mehrsprachigkeit als eine additive Erweiterung ihres sprachlichen Repertoires begreift, assoziiert Müller ein »Mehr« an Sprachigkeit weder mit einem »Mehr« an Ausdrucksmöglichkeit noch an Zugehörigkeit. Vielmehr forciert Mehrsprachigkeit Sprachreflexion und Kritik.« (S. 220) Als ein drittes kreativ kritisches »Subjekt«, »das mit der Sprache spricht und sich von ihr auch affektiv ansprechen lässt, indem es kein Wort als selbstverständlich nimmt« (S. 226), gesellt Marion Acker ihren beiden untersuchten Autorinnen mit weit ausholendem Assoziationsvermögen die Japanerin Yokyo Tawada hinzu.

Nicht allein die Wortkunst dieser Erzählerinnen beeindruckt Leser ebenso wie die Exegetin, letztere greift auch hier auf eine Beobachtung zurück, die selbst durchschnittlichen Medienkonsumenten nicht fremd bleiben dürfte: Auch Dichter stehen nicht erst heute, sofern sie sich im Betrieb behaupten (wollen),

in der Öffentlichkeit, in einem helleren oder dunkleren, manchmal schummrigen Licht und haben sich tunlichst nicht nur poetisch, sondern auch poetologisch, nicht nur lyrisch-selbstbezogen, sondern auch persönlich, bei Lesungen und Veranstaltungen, in Briefen und Interviews, nicht nur im Schreibstübchen, sondern auch vor Mikrofonen und Kameras zu äußern. Diese »hinsichtlich ihrer Literaturhaftigkeit prekären Gattungen« (S. 153) bewirken, dass sogar Literaturwissenschaft jenseits ihrer Deutungsbeflissenheit spannend sein kann. Dazu entwickelt Marion Acker »die These einer engen Verwobenheit und wechselseitigen Bezogenheit zwischen literarischen und poetologischen Texten, die Gattungsgrenzen durchlässig werden lässt und die Literaturwissenschaft vor große theoretische und methodologische Herausforderungen stellt« (S. 131). Diesen Herausforderungen begegnet sie mit methodischer Neugier und Lust.

Damit aber nicht genug. Die Forscherin begibt sich ins »gebrochene[n] Kontinuum der Nicht-/Zugehörigkeit« und ertappt ihre Forschungsobjekte beim »Tun der Wiederholung« (S. 235), mit dem sie es einander gleichtun: »Das formelhafte Sprechen kontrastiert einerseits mit der relationalen Dynamik des Sprachmaterials, die sich nur unter der Voraussetzung dialogischer Autorschaft entfalten kann. Andererseits hebt Müller, genauso wie Rakusa, die existenzielle Ankerfunktion ritueller Abläufe und formelhafter Wiederholung hervor.« (S. 239)

Schön, wenn man sich solchergestalt die germanistischen und »interdisziplinären« (vgl. oben, S. 293) Herausforderungen aussuchen kann und zu der umfassenden – und nicht minder herausfordernden – Überzeugung gedeiht: »Die Wiederkehr bestimmter Bilder und Szenen, Handlungen und Reflexionen [...] erlaubt es meines Erachtens, die verschiedenen Texte als einen Gesamtzusammen-

hang zu betrachten, in dem die Spannung zwischen Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit immer wieder neu austariert, gedeutet und zu einem Muster verdichtet wird, das sowohl die Kontinuität als auch die Variabilität affektiver Beziehungsverhältnisse sichtbar werden lässt.« (S. 272)

Ein Weniges zu viel an Variabilität »woker« Art dünkt einem sozialistisch Sozialisierten, und diese Bemerkung sei ihm gestattet, dann doch die Bezeichnung eines Handlungsorts in Müllers *Herztier* als »Studierendenwohnheim« (S. 80). Wenn das die einst dort tätigen Sicherheitsdienstleistenden von der Securitate gewusst hätten ...

Georg Aeschel

Helmut Braun: »Du hast mit deinen Sternen nicht gespart.« Rose Ausländer und Paul Celan (Celan-Studien, Neue Folge, Bd. 7 & Materialien zur Literatur, Bd. 8). Aachen, Weilerswist: Rimbaud Verlag, Ralf Liebe 2021. 127 S.

Erschienen ist die Erweiterung eines Vortrags von 2002 zu einem Thema, das von Interesse ist: zur Beziehung Rose Ausländers zu Paul Celan. Diese Beziehung ist lange falsch gedeutet worden, Celan als Lehrer Rose Ausländers, was zwei Gründe hat.

Erstens hat sich Rose Ausländer im Laufe ihres Lebens immer jünger gemacht, um mit ihrem Debüt nicht an dem Jugendkult zu scheitern, der ein unverbrauchtes Genie suchte. Da die Lyrikerin ein Leben voller Zäsuren hatte, in Emigration, dann durch den Zweiten Weltkrieg ohne Publikationsmöglichkeit, hernach in den USA mit englischsprachigen Gedichten befasst, war sie nicht mehr die junge Stimme von früher, als es ihr möglich wurde, für ein deutschsprachiges Publikum zu publizieren. Folglich glaubte man, die Lyrikerin und der Lyriker seien ungefähr gleichen Alters, nicht durch fast zwei Jahrzehnte getrennt.

Zweitens betonte Rose Ausländer ihre Nähe zu Celan, auch dies aus nachvollziehbaren Gründen; er war etabliert, sie wurde erst bekannt, also betonte sie Gemeinsames, bis man es überschätzte und aus der Gemeinsamkeit eben jenes Verhältnis geradezu von Lehrer und Schülerin konstruieren wollte. Die Ähnlichkeiten sind teils gegeben, Czernowitz, die dort Gelesenen, dazu manches Motiv, wobei die Metaphern teils zuerst bei Rose Ausländer zu finden sind. Zugleich vertritt sie zuletzt eine andere (nämlich US-amerikanisch inspirierte) Moderne, inspiriert von unter anderem Marianne Moore.

Beide Fehleinschätzungen halfen Rose Ausländer zunächst; aber sie schaden ihr bald auch, denn als so etwas wie eine Schülerin missverstanden, stand sie immer wieder in der Rezeption auch im Schatten Celans. Eine weitere, eher kuriose Folge war übrigens, dass man die beiden auch als Paar sehen wollte – ein Gerücht ohne jede Grundlage.

Aus all diesen Gründen ist das neue Buch von Helmut Braun zunächst einmal vorbehaltlos zu begrüßen. Er beginnt mit einer Zeittafel Rose Ausländers sowie Paul Celans, dann werden Ausländers *Erinnerungen an eine Stadt* wiederabgedruckt, ihre Memoiren an Czernowitz. Die Shoah in Czernowitz, nicht zuletzt wütete das faschistische Rumänien hier, wird in einem weiteren Teil behandelt. Dann kommt Helmut Braun auf Rose Ausländer und Paul Celan zu sprechen. »Bekanntschaft, Freundschaft, Liebe?« (S. 33) – In der Tat haben »beide [...] Mitte 1942 ein Kellerversteck aufgesucht«, doch »es waren verschiedene Keller« (S. 33) ...

Zum Treffen kommt es aber dann doch; und hier besteht nun in der Tat ein Interesse der Lyrikerin – ob sie »sofort elektrisiert« (S. 35) war, wie Edith Silbermann schreibt, sei dahingestellt – an Celan, genauer: an dessen Werk, der seinerseits bei aller Wertschätzung den